

Die Pechhütte auf dem Brand

Ältester Kunststoff der Menschheit wurde einst auch rund um Briesen im Doppeltopfverfahren geschwelt

Ende der 40er, Anfang der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts erregte eine mysteriöse Anlage an der alten Heer- und Poststraße zwischen Märkisch Buchholz und Lübben die Gemüter. Immer wieder berichteten Wanderer, dass sie südlich vom „Hungrigen Wolf“ und noch vor der ehemaligen „Neuen Schenke“ links des Weges zwischen baumbewachsenen Hügeln eine geheimnisvolle Anlage mit steinernem Sarkophag gesehen hätten. Die ganze Anlage erwecke den Anschein einer alten Begräbnisstätte.



Auch der Schriftsteller Oswald Bergener erwähnt in seinem 1910 erschienenen Roman „Die Heidemühle“, der in Staakmühle und den umliegenden Orten bis hin zum „Toten Mann“ und „Hungrigen Wolf“ spielt, eine mystische Stelle im Wald: „Hier tat sich in einem jüngeren Kiefernbestande eine breite Grasinsel auf, die ihre Merkwürdigkeiten besaß – ein den grasigen Grund durchbrechendes Felsgebilde, aus dessen schwarzgeräuchertem, brüchigem Gefüge die Reste von eingefügten, irdenen Töpfen guckten. Es hätte sich über Ursprung und Bedeutung dieser Waldherdstelle vielleicht mit tiefgründigem Ergebnis eine Doktordissertation schreiben lassen. Von den wenigen Menschen in der Heide, die Sinn und Lust hatten, sich über derlei Märchen-, Sagen-, Kriegs-, Zigeuner- oder Waldarbeiterplätze den Kopf zu zerbrechen, wußte bis heute noch niemand, ob hier eine altgermanische Priesterin Kräuter gebraut, ein Wendenfürst Kartoffelsuppe gerührt, der schwedische Gustav Adolf seinen Abendpunsch genossen oder der große Friedrich am Feuer und Kochtopf sein schlachtenmüdes Haupt geruht oder auch die Holzweiber beim Tannenpflanzen ihren Kaffee heiß gemacht haben

mochten – oder vielleicht mehreres hiervon nacheinander...“ (siehe auch Beitrag „Die Heidemühle“ in diesem Buch).

Einigen Briesenern um Ferdinand Kerner ließen diese Erzählungen keine Ruhe und sie machten sich im Jahr 1952 mit Spaten, Schippe und Beil auf den Weg, das Geheimnis zu ergründen. Sie entdeckten zwar kein goldgefülltes Grab, aber interessant war ihre Entdeckung dann doch. Denn an dieser Stelle befand sich einst eine der unzähligen Pechhütten, die in den vergangenen Jahrhunderten die ganze Niederlausitz wie ein Netz überzogen. Die Hobbyforscher aus Briesen erblickten noch mit Holzteer gefüllte Töpfe, Ziegelsteine und graue Scherben. Ältere Bewohner von Köthen wussten zu berichten, dass diese Pechhütte bis ins 19. Jahrhundert hinein in Betrieb war.

Auch Ötzi hatte Pech

Die Briesener haben also kein Gold gefunden, aber sie haben Pech gehabt – was in diesem Fall auch Glück war. Denn sie fanden den Nachweis, dass der älteste systematisch hergestellte Kunststoff der Menschheit auch hier bei uns vor Ort produziert wurde. Wo Pech war, da war organisiertes Leben. Der älteste Nachweis der Verwendung von Pech findet sich in Italien. Dort wurden Steinwerkzeuge mit Anhaftungen von Birkenpech gefunden, die 220.000 Jahre alt sind. Schon in der Altsteinzeit also wurde Pech zur Schäftung von Werkzeugen und Waffen verwendet. Der uns bekannteste Nutzer von Birkenpech dürfte der legendäre Steinzeitmensch Ötzi sein, der die Feuersteinspitzen mit Pech und Pflanzenfasern an seine Pfeile aus dem Holz der Zweige des Wolligen Schneeballs befestigte. Es könnte sogar sein, dass die frühen Steinzeitmenschen das Birkenpech als ersten Kaugummi der Welt benutzten. Zahnspuren an gefundenen Pechstücken belegen, dass unsere Vorfahren einst auf dem Birkenkleister herumgekauht haben – vielleicht aus zahnmedizinischen Gründen, aus Spaß am Genuss oder um ihn zur Verarbeitung weich zu machen.

Vermutlich sind die Steinzeitmenschen eher zufällig und ungewollt auf diesen Werkstoff gestoßen. Bei großen Lagerfeuern bildet sich eher nebenbei am Grunde der Feuerstelle etwas Holzpech. Das stellte sich als nützlich heraus. Also wurde nach und nach die systematische und gewollte Herstellung des Pechs entwickelt. Für die Niederlausitz ist die älteste Pechhütte im Gebiet um Finsterwalde für das Jahr 1311 urkundlich erwähnt, mit Namen Pechhouin. Wenn man sich heute eine Landkarte der Niederlausitz ansieht, trifft man sehr häufig auf den Ortsnamen oder die Flurbezeichnung Pechhütte. Auch für unsere engere Gegend sind einige Pechhütten nachgewiesen – bei Freidorf, zwischen Staakmühle und Freidorf, bei Oderin und auf dem Brand.

Kutscher bekamen das erste Schmiergeld

Vermutlich waren es noch viel, viel mehr. Denn Pech war nicht nur der erste von der Menschheit produzierte Kunststoff, sondern er und seine Nebenprodukte waren fast universell einsetzbar. Den Teer benutzte man zum Kalfatern, also Abdichten von Planken im Schiffbau. Der bekannteste Anwender dürfte Noah sein, der laut Altem Testament seine Arche mit Pech abdichtete. Auch das Körbchen, mit dem Moses auf den Nil ausgesetzt wurde, war mit Pech abgedichtet, so dass es nicht versinken konnte. Und schließlich sollen die Turmbauer zu Babel die Schichten von Ziegelsteinen mit Pech verklebt haben. Als Vorläufer von Mörtel sozusagen. Später dann wurden die hölzernen Achsen der Karren und Fuhrwerke mit Pech geschmiert, wofür die Kutscher ein extra „Schmiergeld“ aushandelten. Auch als Brennstoff wurde das Birkenpech verwendet, zum Beispiel in Pechfackeln oder für Brandpfeile. Selbst bei der Schuhherstellung kam sogenanntes Pechdraht (mit Pech behandelte Schnüre) zum Einsatz, die den Schuh haltbar machten und die Nähte gegen Wasser abdichteten.

Pech im Doppeltopfverfahren

Kein Wunder also, dass die Herstellung von Pech seit dem Mittelalter mit höchstem Einsatz betrieben wurde. Die Pechhütte bzw. Teerschwelerei auf dem Brand bei Krausnick basiert auf dem Doppeltopfverfahren, das vermutlich seit dem Mittelalter angewendet wurde. Hierbei wurde auf den unteren, halb in der Erde vergrabenen Auffangtopf ein weiterer Topf aufgesetzt, der in seinem Boden ein Loch hatte. Der obere Topf erhielt als Füllung nun das zu verschwelende, sehr harzhaltige Holz (Birke, Buche oder Kiefer). Dann wurde um beide Töpfe Holz aufgeschichtet, entzündet und verbrannt. Durch die äußere Hitze verschwelte das Holz im Innern des oberen Topfes und das Pech lief in den unteren Auffangtopf. Die Krausnickener Pechhütte hatte sogar sechs solcher Doppeltopfe nebeneinander! Der Prozess dauerte in Krausnick nach der Größe der noch vorhandenen unteren Töpfe zu urteilen vermutlich rund drei Stunden.

Dann hatte man in etwa eine Ausbeute von 10 Prozent des Ausgangsmaterials. Da das Pech noch von Terpentin verdünnt war, musste es weiter eingekocht werden.



Doch in der Krausnicker Teerschwelerei wurde nicht nur Holzteer zum Abdichten der Gurken- und Sauerkrautfässer und auch der Spreewaldkähne gewonnen, sondern ebenso Kienöl als Brennstoff für Lampen und Einreibung bei Gliederschmerzen. Die entstandene Holzkohle war bei den Schmieden der Umgebung sehr begehrt, der Ruß fand für die Druckerschwärze Verwendung. Alles in allem hatte man mit einer einfachen Technik eine große Ausbeute an verschiedenen Rohstoffen. Kein Wunder also, dass die Pechhütten im Mittelalter wie Pilze aus dem Boden schossen. Der Niedergang der Pechherstellung begann erst Mitte des 19. Jahrhunderts, als die dezentralisierte, gewerbliche Pechsiederei durch die beginnende industrielle Produktion verdrängt wurde. So starb nach Jahrhunderten ein nachgefragtes Gewerbe aus und hinterließ uns nur Reste wie die bei Krausnick, die wir noch heute besichtigen können. Wer von Briesen über Brand nach Krausnick fährt, findet rund 170 Meter nach dem Kreisverkehr auf der linken Seite die „Ringstraße“, die zu der Teersiederei führt.



Ein kleiner Wegweiser für Wanderer und Radfahrer zeigt die Richtung an. Ab da sind es noch etwa knapp eineinhalb Kilometer. Ein Besuch lohnt sich allemal, gibt dieser Ort doch einen kleinen, aber interessanten Einblick in unsere Geschichte.

Jürgen Götze